Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 46

Artikel: Als Frontkämpfer bei der Division Göring
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648861

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Als Frontkämpfer bei der Division Göring

Ein zurückgekehrter italienischer Frontkämpfer, geboren und aufgewachsen im Kanton Bern, schildert den in Sizilien und Italien erlebten Krieg, wie er u. a. bei der Division Göring kämpfte; bis zur Internierung in der Schweiz, wo er nach Entlassung sein Zuhause wieder findet. Trotz allen Misserfolgen brachte dieser «Weg zurück» einen Sieg, nämlich die Rettung seines kostbaren Lebens.

Vor einem Jahr: Schicksalsschwere Stunden sind über Italien hergefallen. Niemand weiss, was von einer Stunde auf die andere passieren kann, ob der Nächste Freund oder Feind ist. Grauenvoll liegen die Herbsttage und versteckt haltet man sich in Kellern und Löchern. Das italienische Heer wird geschlagen und aufgelöst. Die notwendigsten Bündel werden zusammengepackt und des nachts durch Wälder und Schluchten geschleppt, getrieben vom Hunger, gepeinigt vom Weinen der Kinder und gehetzt vom drohenden Donner des Krieges. Nur ein Weg bleibt den Leidenden noch offen: Die Flucht in die Schweiz.

Heute: Ein Jahr dieses chaotischen Zustandes und noch immer zeigt sich das gleiche trostlose Bild an der Grenze.

Mit Begeisterung wurde ich Soldat

Fast mit Begeisterung vernahm ich die Nachricht, dass auch die Italiener im Ausland aufgeboten wurden, um ihre Pflicht gegenüber dem Vaterland zu erfüllen. Ich war stolz, dass auch ich mich unter den Aufgebotenen befand und dass ich bei der militärischen Untersuchung als «dienstfähig» befunden wurde. Den Schweizerboden verliess ich mit dem Gedanken, einmal zu denen zu zählen, welche Italien dazu verhelfen werden, den Sieg aus diesem Kriege zu bringen.

Es sollte jedoch nicht so kommen!

Ich wurde dem 3. Bersaglieri-Regiment in Mailand zugeteilt, was ich fast als ein Privilegium ansah, da dieses zur bekanntesten und schnellsten Truppe unter der italienischen Wehrmacht zählte. Nach einer kurzen Ausbildung, welche sich hauptsächlich aus dem turnerischen Unterricht zusammenstellte, bestand ich mit Erfolg die Prüfung als Mechaniker und wurde demzufolge der 103. Mot. Bers. Komp. zugeteilt. Das Essen in der Kaserne war genügend, wenn schon die Zubereitung nicht immer Lob verdiente. Denn ich, der schon in der Schweiz, was das gute Essen anbelangt, verwöhnt war, fand dieses, mit der schon erwähnten Ausnahme in Ordnung.

Nach Russland, Frankreich oder Sizilien?

Dem Befehl gemäss startete unsere Kompagnie mit Sack und Pack, welche der Division EFTF als Vorhut zugeteilt war, der französischen Grenze zu, indem sie die Route des Col di Tenda einschlug. Alles war bei den Vorbereitungen in grosser Aufregung. Wir wussten noch nicht, zu welchem Zweck und wohin die Reise gehen sollte. Man munkelte etwas von Frankreich, die andern wollten es besser wissen und behaupteten, es ginge nach Russland, und die noch Besserwisser wollten gehört haben, es gehe dem sonnigen Sizilien zu. Unsere Offiziere, die zuerst ziemlich streng und voller persönlicher Laune waren, wurden von diesem Tage an wie zahme Hündchen. Also konnten wir annehmen, dass es in Feindesland ging. Unsere Aufgabe bestand darin, der genannten Division als Vorhut zu dienen, und fort ging's, der Grenze zu. Als letzte italienische Orte passierten wir S. Dalmazzo und Limone, wobei wir die grosse Galerie des Col di Tenda passierten. Bis zum Grenzübertritt fuhren wir in einem höllischen Tempo, so dass wir die Landschaft, die wir durchfuhren, gar nicht bewundern konnten. Nach etwa vier Tagen, welche wir fast ohne Unterbruch der Fahrt zurückgelegt und dabei alle Strassen der Berghöhen umkreist hatten, gelangten wir in den Bezirk War. Es herrschte eine grimmige Kälte, und so etwas wie Soldatenmütze, Halstuch oder Ledermantel kannte der italienische Soldat nicht. Gegessen wurde die Notration, bestehend aus zwei Knäckebroten und 250 Gramm Fleisch als Tagesration. Endlich war Castellane, der Ort unserer Rast erreicht. Doch unsere Pflicht war für heute noch nicht erfüllt. Posten sollten wir stehen in diesem von Gott verlassenen Nest, welches von allen Seiten von hohen Bergen umgeben ist. Kein Verkehr, kein Ausgang, keine Abwechslung. Ueberall bei den Kreuzungen wurden Maschinengewehre aufgestellt. In diesem Orte herrschte eine grimmige Kälte und das Essen wurde mangelhaft. Es kam zu Unstimmigkeiten zwischen den Offizieren und Soldaten, die sich zu einer grossen Distanz zwischen Kader und Mannschaft auswirkte.

Und nun ein Erlebnis, bei dem ich die Hauptrolle spielte. Es war abends neun Uhr und meine Kameraden wie ich beklagten uns über grossen Hunger. Brot musste her; ich meldete mich militärisch ab, und ersuchte, dass noch einer mit mir kommen konnte. Dies wurde auch bewilligt. Also gingen wir, natürlich bewaffnet, zur nächsten Bäckerei und gaben dem Bäcker zu verstehen, was wir wollten. Er war aber nicht einverstanden. Also war hier eine Lüge am Platz. Ohne langes Zögern sagte ich ihm, es sei Befehl des italienischen Kommandos. Sofort kam er mit fünf Laiben à zwei Kilo daher, wir bezahlten und verschwanden. Am nächsten Tag kam eine Reklamation, und man untersuchte, wer der Schuldige sei. Selbstverständlich meldete sich niemand. Das trockene Brot hatte uns besser gemundet, als zu Hause ein guter Braten.

Erstmals dem Feind entgegen — Der Kampf um Toulon

Wir befanden uns in Roquebrune, als an einem nassen Dezembertag der unerwartete Befehl zum Aufbruch kam. Unser Ziel war Toulon, der Ort, wo sich ein Teil der französischen Kriegsflotte befand. In wilder Hast wurden die Sachen auf unsere Motorräder gepackt, die schweren und leichten Maschinengewehre aufgeschnallt, Munition und Benzin kontrolliert, und fort ging's, in rasendem Tempo dem Feinde entgegen. Schon von weitem hörte man das uns bekannte Maschinengewehrgeknatter. Auch die aufgestellte Bewachungsartillerie dröhnte aus allen Rohren. Nach kurzer Zeit befanden wir uns mitten im Feuerregen. Jeder Fahrer liess seinen Karren an einer Hauswand landen, schnallte in fiebernder Hast die Waffe ab, die Munitionskisten wurden aufgerissen, und nach wenigen Sekunden donnerten wir mit unseren Büchsen auf die fluchtsuchenden Schiffe los. Viele Schiffe wurden versenkt und schaurig schauten ihre Masten aus dem Meeresspiegel hervor, als ob sie auf ihre Kameraden warten wollten. Langer Jahre und vieler Hände Arbeit wurden in wenigen Sekunden dem Untergang geweiht. Von den Toten und Verwundeten, die es gegeben hat, will und mag ich nicht sprechen, es genügt zur Orientierung, dass es auf unserer Seite 27 Tote gab. Die Bevölkerung Toulons war nicht bewaffnet, und trotzdem nur auf die Kriegsschiffe geschossen wurde, gab es auch unter den Zivilisten Todesopfer. Der ausgefochtene Kampf dauerte ungefähr vier Stunden, und nachdem eine Abteilung als Bewachung zurückgelassen wurde, kehrte der Rest nach Nizza, einem neuen Niederlassungsposten, zurück. Hier war unsere Aufgabe, die Strecke zu patrouillieren. Diese Kontrollfahrten wurden nachts, ohne Licht und in rasendem Tempo gefahren. Unfälle gab es viele, jedoch alle nur leichter Natur. Nizza, die Riviera und die Spielhölle von Monte Carlo bilden einen grossen Kontrast zur herrschenden Armut des jetzigen französischen Bürgers. Dem italienischen Soldaten gegenüber begegnete man freundlich, was darauf zurückzuführen ist, dass der italienische Soldat, wenn er sich nicht im Gefecht befindet, niemandem etwas zu leide tut.

Der Kampf um Sizilien

Ich wurde Flak-Instruktor und Stabsdolmetscher

Viele können sich nicht erklären, warum die Insel Sizilien in so kurzer Zeit eingenommen werden konnte. Die Lage gestaltete sich so, dass die Küstenverteidigung der italienischen Wehrmacht — die Fliegerabwehr und die Verteidigung des Innern des Landes aber der deutschen Wehrmacht übertragen worden war.

Im Januar 1943 erhielt ich den Befehl vom italienischen Kriegsministerium, mich nach Nettunia (auch Nettuno genannt) zu begeben. Dieser Ort wird sicher noch manchem bekannt vorkommen. Hier befand sich nämlich die deutsche Flakschule mit ungefähr 200 Geschützen allen Kalibers; ebenfalls waren dort Telemeter und Horchgeräte, sowie Scheinwerfer von allen Dimensionen anzutreffen. Aus diesem Grunde wählten die alliierten Streitkräfte gerade diesen Punkt Italiens zu ihrer Landung, und gerade darauf war der schneckentempoartige Vormarsch der Alliierten zurückzuführen. In der Schule bekam ich die ersten Begriffe über die Handhabung und das Funktionieren der deutschen Flab-Kanonen. Alle Wörter und Namen mussten sofort vom Deutschen ins Italienische übersetzt werden, um die Theorie den italienischen Soldaten verständlich machen zu können. Der Lehrgang dauerte ungefähr 15 Tage, während welcher Zeit ich auch die verschiedenen Typen der deutschen, italienischen sowie auch der feindlichen Flieger kennen lernte. Auch einiges über die Ausrechnung der Distanzen sowie die Verhaltungsmassnahmen bei den verschiedenen Anflügen wurden uns dort in den Schädel eingehämmert, so dass man nur noch sagen konnte: «Man nimmt ...» Nach bestandenem Examen, wobei uns mit der 8,8-cm-Kanone, dem Vierlingsgeschütz und der 30/2cm-Waffe unser Gehirn auf eine moderne Art gefoltert wurde, startete ich nach Comiso, einem Ort, welcher sich in Capo-Passero bei Sizilien befindet, der dann für acht Monate mein Aufenthaltsort wurde. Hier sollte ich als Flak-Instruktor und Stabsdolmetscher funktionieren, um eine Verständigung zwischen den deutschen und italienischen Offizieren herzustellen. Somit hatte ich, obschon ich nur gewöhnlicher Soldat war, eine ziemlich grosse Kompetenz erreicht. Der Dienst war streng, das Essen knapp, die Sonne brannte heiss, alles Sachen, die nicht dazu beitrugen, unsere Moral zu heben. Auch das Verhältnis zwischen den italienischen und deutschen Soldaten war nicht freundschaftlich und wurde nie besser. Wir waren in unserer Batterie etwa 120 Italiener und ebensoviele Deutsche, d. h. es waren fast ausschliesslich Oesterreicher. Viele hatten Angehörige, die auf der einen oder andern Seite im letzten Weltkrieg gefallen waren und jetzt sollte die junge Generation auf der Seite der ehemaligen Feinde kämpfen. Eine Sache der Unmöglichkeit!

Unaufhörliche Bombardements bereiteten die Invasion vor

Gela und S. Pietro, zwei Flugplätze, welche rechts von uns lagen, wurden durch Bombenangriffe regelrecht durchsiebt. Welle auf Welle der Bombenflugzeuge, begleitet von starkem Jagdschutz, lud ihre Bombenlast ab und zerstörte nicht nur die Flugplätze, sondern auch die Ortschaften ringsherum. Man sah Frauen und Kinder nur mit dem Notwendigsten bekleidet, Männer, welche ihr Hab und Gut auf den traditionellen Eselskarren geladen hatten, die Flucht ergreifen. Alles floh in Richtung auf den Aetna. Die Armen mussten alles im Stich lassen, was ihnen lieb und heilig war. Ganze Karawanen sahen wir so die Ortschaften verlassen, ins Ungewisse gehend. Tote, Verwundete und Sachschäden gab es in Hülle und Fülle, und trotzdem konnte man lesen, dass die Bomben nur auf offenes Gelände gefallen seien. Wir waren froh, dass der ganze Spektakel 25 Kilometer Luftlinie von uns weg war. So konnten wir alles beobachten. Es kam mir vor wie bei einem Augustfeuer. Scheinwerferkegel leuchteten von allen Seiten und versuchten mit Auf- und Abschwenken sowie mit Seitwärtsbewegungen eine feindliche Biene zu erhaschen, und gespannt, wie eine aufgezogene Feder wartete der Schütze an der Kanone auf den Augenblick, dass sie sich im Kegel zeigte, um ihr eine Sendung zu verabfolgen, damit das ewige Gebrumm endlich aufhöre. Unterdessen hatten die abgeworfenen Bomben ihre Schuldigkeit getan; Benzinfässer detonierten mit furchtbarem

Knall, Schuppen flogen in die Luft, über uns hörte man das Geknatter der Maschinengewehre der unsrigen und feindlichen Jäger und in der Ferne brannten zahlreiche Maschinen, welche abgeschossen worden waren, am Boden aus. Am 15. Juni erlebten wir den ersten grossen Angriff auf unseren Flugplatz. Zuerst besuchten uns die gefürchteten Leightning-Bomber. Sie schmissen ihre Bomben von ziemlich grosser Höhe, drehten ab und stürzten wie Raubvögel auf unsere Stellung, schepperten mit ihren Bordwaffen drauflos, dass die Kugeln nur so an unseren Köpfen vorbeipfiffen. Ihnen folgten die Boston, Wellington, Liberator und zuletzt, wie zum Dessert, brummte die Fortress oder die Fliegende Festung genannt, heran und schenkte uns auch ihre Last. Ich muss gestehen, sie benahm sich nicht knauserig.

15. Juni, nachmittags. Ich stand am Geschütz als Telephonposten und vernahm im Kopfhörer ein verdächtiges Klingeln. Die ganze Sache wollte mir nicht gefallen. Ich schaute durch das Fernglas und bemerkte in Richtung 12 einen schwarzen Punkt. «Fliegeralarm! Feind in Richtung 12, 40 Bomber begleitet von 15 Jägern in 4000 Metern Höhe!», schrie ich. Es folgten noch etliche Zahlen betreffend Geschwindigkeit und der genauen Anflugrichtung. Aus allen Ecken rannten die Flakleute auf ihre Posten und auch ich setzte mich in meinen Sitz als K 1. «Achtung Tiefangriff!» schrie der Leutnant und gab mit zwei roten Kellen das Feuer frei. Die Waffen wurden entsichert, gespannt und geladen, unsere Jäger starteten. Schon stürzte eine feindliche Maschine — es war eine Spitfire —, warf die Bomben ab und zog hoch, drehte ab und stürzte wieder. Ich nahm sie aufs Korn und murmelte: «Warte, mein Bübchen, deine Stunden sind gezählt», drückte auf beide Abzüge und jagte dem Brummbär aus allen vier Rohren die Munition in den Bauch. Sie pfiff fünf Meter über unsere Köpfe hinweg und verschwand mit einer schwarzen Rauchfahne etwa ein Kilometer hinter uns in einer Boxe, wo sich vier Me. 109 befanden. Resultat: Eine Maschine getroffen und vier von unseren verbrannt. War das eine Freude, die erste abgeschossene Maschine? Der Angriff dauerte weiter. — Trotzdem mir das Profil der Spitfire mit ihren grossen Ovalflügeln, ihrer Rattennase und den acht Maschinengewehren nie mehr aus dem Kopf ging, flösste sie mir nie so viel Furcht ein, wie die schnittige doppelrumpfige Leightning.

Die Angriffe folgten Tag für Tag, Stunde auf Stunde, so dass es uns fast zur Gewohnheit wurde, des nachts aufgeschreckt zu werden, um unsere Pflicht zu tun.

Am Abend versammelten wir Italiener uns auf der Geschützplattform und sagten unseren Rosenkranz auf. Die Deutschen sahen uns vorerst mit ironischer Miene zu. Aber es dauerte nur ein paar Tage bis sie auch am Gebet teilnahmen.

Die Alliierten hatten nun unseren Flugplatz so zusammengehauen, dass auf ihm keine Maschine mehr starten noch landen konnte. Und trotzdem hiess es: «Kein Schaden von Bedeutung». Dabei gingen täglich ungefähr 30 Flugzeuge verloren. Von den drei Hangars standen nur noch die Fassaden und die Kommandotürme ragten mit zerschmetterten Scheiben und aufgerissenen Wänden in den blauen Himmel. Ueberall, wohin man schaute, Trümmerhaufen, Brände, ausgebrannte Flugzeuge, und sobald ein Weg bei einem Ambulanzzelt vorbeiführte, hörte man das Wimmern und Stöhnen der Schwerverletzten.

(Fortsetzung folgt)